



## Ostern

**Das Sterben in der Erfahrung des Arztes:** Wie sieht der Arzt das Leben? – Der Mensch als Maschiné – Der Tod tritt nicht gleichzeitig ein – Einzelteile bleiben funktionstüchtig – Überwindung der Todesangst – Das Anliegen der Versachlichung – Erschwert die Religion ein ruhiges Sterben? – Vom Biologischen her ist der Tod das Ende des Menschen – Vom Glauben her ist Auferstehung Neuschöpfung.

## Priestertum

**Um neue Formen eines alten Amtes:** Zum Amtsrapport des holländischen Pastoralkonzils – Der Vorsitzende der Kommission gibt Rechenschaft – Die Priesterfrage in der Spannung von Einheit und Vielfalt in der Kirche – Das biblische Modell – Verschiedene Ortskirchen,

verschiedene Organisationsstrukturen – Anleihen aus der Umweltserfahrung – Entflechtung der priesterlichen Funktionen – Die Praxis überholt die Theorie – Was geschieht, wenn der Bischof eine Seelsorghelferin amtlich beauftragt? – Das Weihesakrament ist schon längst aufgefächert – Die Befugnis zur Eucharistiefeier.

## Jugend

**Establishment und die Jungen in Deutschland:** Konservativ und Katholisch im Nachkriegsdeutschland – Katholische Linkstendenz? – Kritische Einstellung zur Gesellschaft – Symptomatische Buchtitel – Gesamtmenschliche Gesellschaft gegen vorgeformte Society – Junge Menschen lassen sich nicht auf die Haltung der Dankbarkeit festlegen – Sie fordern, daß die Axt an die Wurzel der Ungerechtigkeit hinhaut.

## Spiritualität

**Neue Zeichen von Frömmigkeit:** Welthaftigkeit – Die zwei Brennpunkte der christlichen Ellipse – Die Frommen von heute suchen Gott im Alltag – Diskretion und Schamhaftigkeit – Das Durchstehen eines Auftrags – Verfügbarkeit für den Mitmenschen – Das Charisma der Brüderlichkeit.

## Buchbesprechung

**Zölibat, Ursprung und Geltung:** Die Wurzel des Zölibats liegt im Menschsein selbst – Ein Versuch, aus der Enge auszubrechen – Eine Versuchung zum magischen Gotteszwang? – Ersatzfunktion für Lebensuntüchtige? – Christliche Begründungen kommen in der Leistungsgesellschaft nicht mehr an – Pastoraler Rigorismus und nicht bewältigter Pflichtzölibat – Der charismatische Zölibat muß der Kirche genügen.

## Von Tod und Auferstehung in ärztlicher Sicht

Es ist etwas Eigentümliches um den Tod im modernen Leben. Der Tod ist allgegenwärtig bei der Arbeit, auf der Straße, beim Sport. Täglich berichten die Zeitungen von Krieg, Mord und Totschlag. Millionen besuchen jede Woche Wildwest- und Kriminalfilme. Und beim Zeitunglesen wird womöglich zuerst die Seite mit den Todesanzeigen aufgeschlagen. Und trotzdem hat der Tod keinen festen Platz in unserem Bewußtsein. Er hat seinen natürlichen Ort in unserem Leben verloren. Die Tatsache des Todes wird weitgehend verdrängt.

Der Arzt besitzt dank seiner Ausbildung besondere Kenntnisse über die Lebensvorgänge. Andererseits kommt er beruflich immer wieder in unmittelbare persönliche Beziehung zu Sterbenden. Für einen Christen aber ist das Sterben mit der Hoffnung auf die Auferstehung verbunden. So wollen wir zuerst fragen, was Leben und Tod biologisch sind und was man von der Naturwissenschaft her darüber aussagen kann. Zum zweiten möchte ich versuchen, etwas über das Sterben aus der persönlichen Erfahrung als Arzt zu berichten. Am Schluß soll die Frage gestellt werden, wie modernes naturwissenschaftliches Denken und ärztliche Lebenserfahrung sich zur christlichen Hoffnung verhalten. Erwarten Sie bitte von mir nicht mehr, als ich Ihnen bieten kann: einige Anregungen, um sich persönlich und bewußter mit diesen Fragen auseinanderzusetzen.

### Das Leben als naturwissenschaftliches Phänomen

Am einfachsten kann man das Leben in seinen Grundzügen bei den Urtierchen, den winzigen Protozoen studieren. Wir sehen dort in einer primitiven Art alle wesentlichen tierischen

Lebensvorgänge in einer einzigen Zelle vereinigt: Wachstum und Regeneration durch Nahrungsaufnahme und Stoffwechsel; aktive Fortbewegung; Reizbarkeit und dadurch aktiven Kontakt zur Außenwelt sowie Fortpflanzung des Lebens durch Zellteilung. Der Tod der Urtierchen erfolgt durch Vernichtung von außen.

### Entwicklung des Lebens

Es gibt Protozoenarten, die in Kolonien leben. Sie bilden so einen Übergang zu den mehr- oder vielzelligen Lebewesen. Den vielzelligen Tieren, so mannigfaltig und verschiedenartig sie in ihrer Größe und äußeren Gestalt auch sind, ist eines gemeinsam: Die oben angeführten Lebensvorgänge sind auf verschiedene Zellen und Zellverbände verteilt. Im weiteren Verlauf der Lebensentwicklung haben sich die einzelnen Zellarten in eine bestimmte Richtung differenziert und sich zu funktionellen Systemen und später zu Organen zusammengefügt. Es ist unter ihnen zu einer Arbeitsteilung gekommen.

Die Ausbildung spezieller Organe ermöglicht eine aktive Anpassung an die äußeren Gegebenheiten und gleichzeitig eine Höherentwicklung.

### Zur Frage der Organtransplantation

Infolge der Spezialisierung sind Zellverbände und Organe auf die Zufuhr von Sauerstoff und von Energieträgern von außen über den Blutstrom angewiesen. Stehen Herztätigkeit und Atmung still, hört das Leben auf. Der Tod ist eingetreten bei vollständigem Aufhören von Atmung, Herztätigkeit und nervöser Erregbarkeit. Nun ist es aber auf Grund der Entwicklung der verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen und dank der modernen Technik möglich, Atmung und Kreislauf

über längere Zeit künstlich in Gang zu halten. Dabei hat man erfahren, daß die einzelnen Organe des tierischen und menschlichen Körpers unterschiedlich auf Sauerstoffmangel reagieren. Am empfindlichsten ist das Gehirn, der Sitz des Bewußtseins und Organ der Koordination. Auch ist die Regenerationsfähigkeit des Gehirns und Nervensystems im Gegensatz zu andern Organen wie Leber, Knochen und Blut gering. Wir stehen also vor der Tatsache, daß der Tod nicht für alle Organe gleichzeitig eintreten muß. Heute kann man – naturwissenschaftlich und rechtlich – den Tod des Menschen dem Organtod seines Gehirns gleichsetzen. Bei genügender Sauerstoffzufuhr durch künstliche Aufrechterhaltung von Atmung und Kreislauf kann man auch bei eingetretenem Hirntod den Tod anderer Organe lange hintanhaltend. Ja, durch geeignete Maßnahmen ist es sogar möglich, diese Organe während beschränkter Zeit auch außerhalb des Körpers am Leben zu erhalten und, wie Sie alle wissen, sogar auf einen andern Menschen zu übertragen. Auf die Vielfalt der damit zusammenhängenden technischen und rechtlichen Probleme kann hier nicht eingegangen werden.

### Der Mensch als Maschine

Aus dem bisher Erörterten geht hervor, daß der Mensch von der Biologie her als eine sehr komplizierte, sich selbst regulierende Maschine angesehen werden kann.

Diese naturwissenschaftliche Methodik hat die Entwicklung der modernen Medizin bestimmt. Deren letztes Glied hat die Weltöffentlichkeit in den Organtransplantationen intensiv miterlebt. In dieser Sicht ist der Tod das Letzte, das Ende. Beim Tier sprechen wir drastisch-konkret von Verenden.

Obwohl die lebensmechanische Betrachtungsweise eine Voraussetzung für den Fortschritt der Medizin war und ist, wird sie in ihrer Einseitigkeit der alltäglichen menschlichen und ärztlichen Erfahrung nur sehr bedingt gerecht. Denn Fragen, die über die durch Experiment oder Statistik nachkontrollierbaren Sinneserfahrungen hinausreichen, liegen nicht mehr im Kompetenzbereich der Biologie.

Psychoanalyse und Verhaltensforschung haben versucht, die kausalmechanische Betrachtungsweise auch auf das Seelenleben anzuwenden. Auch dieses Vorgehen hat sehr viele neue Erkenntnisse gebracht. Aber der Mensch ist mehr als die Summe seiner Organe und das menschliche Leben mehr als die Summe von Trieben.

### Sterben in der Erfahrung des Alltags

Ich kann hier nur an einzelne persönliche Erlebnisse anknüpfen und bitte, das Gesagte nicht allzusehr zu verallgemeinern. Der Beruf des Arztes ist heilen. Darin muß der ganze Mensch einbezogen sein als eine leibliche, geistige und – was oft vergessen wird – soziale Einheit. Leiden und Krankheit ist Störung einer Teilfunktion dieser Einheit bzw. ihrer Harmonie über ein tolerierbares Maß hinaus. Der Auftrag an den Arzt ist, nach Möglichkeit auf die Wiederherstellung dieser Harmonie hin zu wirken. Der Tod ist aber die völlige Zerstörung dieser Einheit.

Ein letzter Auftrag an den Arzt ist, den Tod hintanzuhalten. In einem gewissen Sinne ist deshalb der Tod eines Patienten eine ins Persönliche hineinreichende Niederlage des Arztes. Seine Reaktion wird verschieden sein, je nach der persönlichen Einstellung, der Art des Arzt-Patientenverhältnisses und der sozialen Bedeutung des Todesfalles. Immer aber wird sein Anliegen die Versachlichung sein. Diese Versachlichung ist leicht bei alten Patienten, die körperlich, subjektiv-psychologisch und sozial ausgelebt haben, dann bei körperlich Unheilbaren, psychisch schwer Alterierten und sozial Minderwertigen. In all diesen Fällen kann der Tod als etwas Positives erlebt werden, obwohl der Tod an sich etwas Negatives bleibt. Schwerer ist eine solche Versachlichung dort, wo ein sozial wertvolles Leben zerstört wird. Am schwersten beim Tod einer jungen Mutter unter der Geburt, oder wenn ein menschliches oder fachliches Versagen des Arztes vorlag. Hier greift

das Todeserlebnis ins Existentielle und formt die Persönlichkeit des Arztes mit.

Mir ist der hochdramatische Tod eines 4jährigen Kindes vor 25 Jahren in Erinnerung geblieben. Es war die Zeit vor dem Penizillin und den Antibiotika. Das Kind kam an einem Samstagabend mit einer akuten, möglicherweise durch Infektion bedingten Blutzersetzung ins Spital. Ich hatte Zeit und blieb den Sonntag über mit der Mutter und den Krankenschwestern beim Kind, das, bis es am Nachmittag starb, immer wieder ausrief: «Ich will nicht zu den Engeln, ich will nicht zu den Engeln!»

Zu gleicher Zeit lag ein 80jähriger, sehr frommer Priester auf der Abteilung, der sich während einer ganzen Woche gegen das Sterbenmüssen aufbäumte. Dies waren die schwersten Todeskämpfe, die ich miterlebte.

Die allermeisten Patienten sterben unbewußt. Bei Schmerzchock, hohem Blutverlust oder Versagen des Kreislaufes wird der Patient rasch bewußtlos. Auch wenn das Sterben für den Zuschauenden noch lange dauert, der Sterbende selber erlebt es nicht.

### Bewußtes Sterben

Das bewußte Sterben ist recht selten. Meiner Überzeugung nach ist es der menschlichste Tod. Man erlebt einen solchen ruhigen, bewußten Tod relativ häufig bei älteren Leuten, die ihr Leben wirklich gelebt und ausgeschöpft haben. In diesem Zusammenhang sei das schöne Buch von *Romano Guardini* «Der Tod des Sokrates» empfohlen.

Eine ähnliche Gelassenheit über den Tod, wie von Sokrates berichtet wird, sollte von uns allen angestrebt werden. So ließe sich auch die Todesangst am ehesten überwinden. Denn der bewußte Tod muß nichts Dramatisches an sich haben.

Wie schon gesagt beobachtet man einen solchen bewußten und ruhigen Tod am ehesten bei Leuten, die ihr Leben voll gelebt haben. Dies unabhängig von ihrer Religion.

Hier seien noch einige Bemerkungen über die Angst erlaubt: Die Angst ist der Ausdruck einer ungegenständlichen Bedrohung. Letztlich ist jede Angst Angst vor dem Tod. Kulturpsychologische Untersuchungen haben gezeigt, daß in Zeiten geistiger Unruhe wie der unseren die Angst besonders verbreitet ist. Die Angst dürfte mit dem allgemein verbreiteten Gefühl der Unsicherheit zusammenhängen. Dafür spricht auch, daß zum Beispiel Valium (ein im übrigen ausgezeichnetes Beruhigungsmittel) das in der Schweiz meist gebrauchte Medikament ist. Persönlich glaube ich, daß Versachlichung der bessere Weg zur Überwindung der Angst ist.

### Religion als Erschwerung eines ruhigen Todes

Ein Hindernis gegen diese Versachlichung sowohl beim Sterbenden selber wie bei den Angehörigen kann eine in unserer religiösen Erziehung verankerte Heroisierung und Mystifizierung des Todes sein. Der Tod bleibt ein Fatum und biologisch die unentrinnbare Folge der fortschreitenden Differenzierung des Lebens. Zudem kann die Aussicht auf Vergeltung im Jenseits uns allzusehr verleiten, die Welt mit ihrer Ungerechtigkeit und ihren Übelständen wie Armut, Hunger und Schmutz einfach hinzunehmen und zu wenig dagegen anzukämpfen.

### Zum Menschen gehört die Hoffnung

Am Schluß des ersten Teils wurde ausgeführt, wie von der Naturwissenschaft aus gesehen der Tod das Ende des Menschen sei. In der Biologie hat auch eine vom Leib getrennte Seele keinen Platz. Wir haben mit dem Tod eine Grenze erreicht, bei der die Aussagemöglichkeiten der exakten Naturwissenschaft ebenfalls zu Ende sind. Doch hat sich die Menschheit nie mit einer solchen Grenzsetzung abgefunden. Der Mensch kommt aus seiner Vergangenheit und lebt auf die Zukunft hin. Nicht nur der Christ und der Jenseitsgläubige, auch der Ungläubige und der Marxist. Denn die Hoffnung gehört wesentlich zum Menschen, wie auch nur der Mensch die Hoffnungslosigkeit, die Verzweiflung kennt.

Wie stehen modernes naturwissenschaftliches Denken und christliche Hoffnung zueinander, was kann ärztliche Erfahrung dazu sagen? Um eine klare Ausgangslage zu schaffen, möchte

ich hier vorerst einen Gedanken wiedergeben, den ich vor fünf Jahren einmal auf einen Zettel hingeschrieben hatte und zu dem ich heute noch stehe:

▷ Es gibt eine Art Unsterblichkeitsglauben, der überheblich und widergöttlich ist, weil er die Unsterblichkeit des Menschen von seiner Menschennatur her fordert.

▷ Leben nach dem Tod ist nur aus der Gnade, d. h. vom Übernatürlichen her möglich.

▷ Vom Biologischen, wie vom Prinzip der Einheit von Leib und Seele her ist der Tod das Ende des Menschen. Vom Glauben her ist Auferstehung Neuschöpfung.

Mit diesen Sätzen weiß ich mich in Übereinstimmung mit der Bibel. Im Alten Testament können wir deutlich die allmähliche Entwicklung eines Jenseitsglaubens feststellen. Doch kommt dort das Wort unsterblich im heute gebräuchlichen Sinn nicht vor. Im Neuen Testament finden wir es zweimal. Und zwar bezieht es sich beide Male auf Gott: Im 6. Kapitel des ersten Briefes an Timotheus schreibt der Apostel Paulus: «Er allein besitzt Unsterblichkeit und wohnt in unzugänglichem Lichte», und im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes, wo von der Auferstehung die Rede ist, spricht Paulus, wie Gott den sterblichen Menschen mit der Unsterblichkeit bekleiden wird. Über das Wie, Wann und Wo wissen wir trotz vieler Hypothesen und einer vielerorts beliebten Jenseitsgeographie nichts.

### Glaube und Evolution

In der Neuzeit hat der Nachweis, daß alles Leben aus bereits lebenden Zellen entsteht, die Welt entzaubert. Die Evolutionslehre, die den Menschen wie die höheren Tiere aus niedrigeren Stufen in einer Jahrtausenden langen Entwicklung entstehen läßt, hat bis in unser Glaubensbild hineingewirkt. Einzelne Mitmenschen wurden dadurch dem Gottesglauben entfremdet. Mir scheint zu Unrecht. Denn das Leben bleibt ein Wunder. Wenn dieses auch nicht auf einmal vor 6 oder 7000 Jahren entstand, wie eine wörtliche Auslegung der Schöpfungsgeschichte annahm, so bleibt die Entstehung des Lebens nach wie vor ein unfaßbares Geheimnis. Und der Schöpfungsbericht ist ein wunderbares Bild von diesem Geheimnis, ein Bild von großartiger religiöser Klarheit und Tiefe. Daß es in einer einfachen und für das damalige Volk der Bibel faßbaren Sprache niedergelegt wurde, macht es uns nur um so liebenswerter.

Bis jetzt wurde in etwas einseitiger Weise das Leben des Menschen als dem Tier vergleichbar hingestellt. Es ist so. Doch zeigen Biologie und Medizin und gerade die Geschichte der Transplantation andererseits ebenso deutlich, daß der Mensch in seiner Leib-Geist-Einheit etwas Einmaliges ist und sich vom

Tier wesentlich unterscheidet. Allein der Mensch kann über sich selbst nachdenken und ist offen für die Zukunft. Er allein kennt die Hoffnung. Dies bedeutet allerdings noch nicht eine wissenschaftliche Beglaubigung von Jenseitsvorstellungen. Es zeigt immerhin, daß das Religiöse tief im Menschen verankert ist, zu ihm gehört. Auch sind führende Naturwissenschaftler, besonders in der Physik und Biologie, bereit, das bisher in der Natur gesetzmäßig Bekannte als Glied einer großartigen, aber rätselvollen Unbekannten zu sehen. So sagt *Portmann*, der bekannte Zoologe aus: «Ich kann mir das Geheimnis der Wirklichkeit als ein tiefes Dunkel oder als strahlendes Licht vorstellen. Das Geheimnis umgibt uns, wir sind stetsfort in ihm.» So spricht auch die Bibel vom Geheimnis Gottes.

Eine solche Ehrfurcht vor dem Geheimnis wäre manchem Prediger und selbstsicheren Christen zu wünschen, die über das Jenseits so gut Bescheid wissen, als wären sie schon einmal im Himmel bei Gottvater zu Gast gewesen.

### Die dritte Dimension des Menschlichen

Wir sind uns noch allzu sehr gewohnt, jeweils nur zwei Aspekte des Menschen zu sehen: Leib und Seele. Der moderne Christ ist aber wieder hellhörig geworden für die paulinische Aufforderung zur Hingabe an die Welt als einer totalen Hingabe an Gott. Auf die so angesprochene dritte Dimension des Menschen möchte ich zum Schluß noch kurz eingehen.

Für uns Ärzte bleibt es auffällig, wie ältere Patienten und Schwerkranke oft mehr beunruhigt sind über die Auswirkung ihres Todes für ihre Umgebung als über ihr persönliches Schicksal nach dem Tod. Sie werden ruhiger und gelassen, wenn die äußeren Verhältnisse zum Beispiel durch ein Testament geordnet sind. Der Tod ist auch hier letztlich Antrieb für menschliches Sorgen und Mühen. Andererseits bleibt das Mühen in der Welt und um unsere Mitmenschen der sichtbare und stets wirksame Ausdruck unserer Endlichkeit, die mit dem Tod besiegelt wird.

Versuchen wir hier noch etwas tiefer zu gehen. Die Bibel betont immer wieder diese unsere Endlichkeit. Sie betont auch, daß Gott der Vater ist. Aber nicht nur unser Vater, sondern ebenso sehr Vater jedes Mitmenschen. Deshalb und weil Jesus Christus für alle gestorben ist, sind wir Brüder und haben teil an Seiner Hoffnung. Jener Hoffnung, die über die menschliche Hoffnung, von der wir früher sprachen, hinausreicht. Darf ich aber in Erinnerung rufen, daß nach den Worten Jesu im Gericht nur nach dem Verhältnis zum Mitmenschen gefragt wird? So sind wir aufgefordert, unter den Menschen zu leben, daß wir im Gericht bestehen. Beides aber, brüderlich leben und im Tode bestehen, ist letztlich Gnade. *Dr. C. W.*

## UM NEUE FORMEN EINES ALTEN AMTES

Zu den Vorschlägen des Amtrapports<sup>1</sup> von Noordwijkerhout über eine Aufteilung des Priesteramtes

Die heißer werdenden Debatten über den Pflichtzölibat des Priesters überschatten in diesem Augenblick eine große Anzahl anderer Fragen über die Funktion des Priesters in der Kirche. In den Debatten geht es jedoch, sicher seit dem Schritt der niederländischen Bischöfe und dem Papstbrief, um eine tiefergehende Fragestellung: es ist die Frage nach der Kirche und der Einheit der Kirche. Gerade im Rahmen einer solchen Fragestellung bekommen die Auseinandersetzungen über das Priesterzölibat und die Auffächerung des Priesteramtes ihren angemessenen Ort.

### Pluriformität und Einheit der Kirche

Bereits während des holländischen Pastoralkonzils konnte man in Noordwijkerhout heraushören, daß die Niederländer ihrer Ortskirche zuviel Aufmerksamkeit schenken und die

Weltkirche zu wenig beachten. Nun kommen wir aus einer Zeit, die nahezu ausschließlich die Weltkirche im Auge hatte. Man wußte, was das war: eine weltweite Organisation von Gläubigen, die unter der Leitung des Papstes die katholische Lehre bekannten. Die Treue zum Papst spielte hierin eine große Rolle, jedenfalls in den Niederlanden, wo die Zuaven<sup>2</sup> fast zum Modell für die wahren Gläubigen wurden.

Inzwischen ist ein anderes Bild von «Kirche» herangereift. In dieser Konzeption ist die Kirche nicht zuerst eine Organisation, die immer schon fix und fertig da ist, so «sichtbar wie die Republik Venedig» (nach dem bekannten Wort von Kardinal Bellarmin), sondern eine aktive Kommunion verschiedener Ortskirchen, in denen der Glaube immer neue Gestalt annimmt. So eine Auffassung von der Kirche als Ereignis hat jedenfalls den Vorteil, daß hier deutlicher die Glaubensstat

angesprochen wird. Das ist nicht so sehr ein einmaliges Ja und Amen sagen zur Satzung einer Organisation, sondern eine freie und immer wieder neu vollzogene Übergabe an Christus.

Der Übergang von der älteren zu dieser neuen, aber zugleich sehr biblischen Kirchauffassung bringt Schwierigkeiten mit sich. Wir sitzen mitten drin. Für jene, die noch auf die Kirche als weltweite Einheitsorganisation schwören, ist jeder Versuch von Eigeninitiative sehr rasch Untreue gegenüber der Kirchenleitung.

Rom als zentrales Leitungsorgan konnte die negative Aufnahme der Enzyklika über die Geburtenregelung nicht anders denn als Autoritätskrise beurteilen. Man hat dort betrübt geschwiegen, weil der Gegenwind zu stark war. Insofern nun eine kleine Teilkirche ihren eigenen abweichenden Standpunkt hinsichtlich des Pflichtzölibats der Priester oder der Entflechtung des kirchlichen Amtes einnimmt und kenntlich macht, wird auf jeden Fall darüber geredet. Man kann nur hoffen, daß das Gespräch auch wirklich den Kern der Sache treffen wird.

Die Einheit einer Gemeinschaft von freien Gläubigen ist nicht dasselbe wie die Einheit eines Dinges. Petrus hat das in einem heftigen Streit mit Paulus erkannt. Anfänglich dachte er, daß die jüdische Beschneidung für alle Christen notwendig sei. Wer das verneinte, brachte die Glaubenseinheit in Gefahr. Paulus hielt dem eine andere Meinung entgegen. «Es kam zu einer großen Auseinandersetzung» (Apg 15, 7). Petrus kam schließlich zur grundsätzlichen Einsicht: «Auf dieselbe Weise wie jene (die Heidenchristen) sind auch wir (die Judenchristen) durch die Gnade Jesu des Herrn gerettet worden: das ist unser Glaube» (Apg 15, 11). Da lag der Kern der Einheit. Der Rest war Nebensache und konnte variieren. Darum wurde beschlossen: Dem Paulus und seinen Mannen sind «keine schwereren Lasten aufzubürden, als dies Notwendige ...» (15, 28). Es wäre für den verheirateten Petrus besonders peinlich gewesen, wenn er unter «dies Notwendige» auch die Koppelung von Priestertum und Zölibat hätte eingreifen müssen.

Die Glaubenseinheit ist nicht zu vergleichen mit einem Uniformkittel, sondern eher mit einem vielfarbigen Gewand, wie das II. Vatikanische Konzil an einer Stelle bezeugt, die nachgerade toter Buchstabe zu werden droht:

«Alle in der Kirche sollen unter Wahrung der Einheit im Notwendigen, je nach der Aufgabe eines jeden, in den verschiedenen Formen des geistlichen Lebens und der äußeren Lebensgestaltung, in der Verschiedenheit der liturgischen Riten sowie der theologischen Herausarbeitung der Offenbarungswahrheit die gebührende Freiheit walten lassen, in allem aber die Liebe üben. Auf diese Weise werden sie die wahre Katholizität und Apostolizität der Kirche immer vollständiger zum Ausdruck bringen» (Ökumene-Dekret Nr. 4).

### Biblisches Modell

Das Vorhandensein einer Gruppe von Priestern, die das Zölibat frei gewählt hat, neben einer Gruppe von verheirateten Priestern, kann die Einheit der Kirche – wenn man sie recht versteht – nicht beeinträchtigen.

Im kirchlichen Amt sind aber noch andere Möglichkeiten einer Pluriformität. Während der Besprechungen über den Amtrapport in Noordwijkerhout hat man sich darüber beklagt, die biblischen Grundlagen des Priestertums seien zu sehr vernachlässigt worden. Waren jene, die diese Beschwerden vorbrachten, davon überzeugt, daß die Schrift ein eindeutig uniformes Amtsmodell vorschreibt, an dem nicht zu rütteln ist? Das letztere trifft jedenfalls nicht zu.

In jüngster Zeit ist über diese Frage viel gearbeitet worden. Schillebeeckx schrieb darüber in der Tijdschrift voor Theologie 1968, Seiten 402–434. Auch Hans Küng hat in seinem bekannten Buch über die Kirche dieser Frage viel Aufmerksamkeit geschenkt.<sup>3</sup> Neuerdings hat auch Pottmeyer nach einer Untersuchung des Schriftbefundes festgestellt, daß «die Entflechtung der Funktionen, die das Priesteramt auf sich vereinigt hat, dringlich geworden ist».<sup>4</sup> Der Amtrapport konnte natürlich nicht all diese Untersuchungen wiederholen. Aber er hat deren Folgerungen zum Ausgangspunkt genommen. Das bedeutet, daß man davon ausging, daß verschiedene Ortskirchen aus der Anfangszeit des Christentums nicht dieselben Organisationsstrukturen kannten. Die Gemeinde des Paulus in Korinth war anders strukturiert als die mehr jüdisch orientierte Gemeinde

von Jerusalem. Die auf dem II. Vatikanischen Konzil anwesenden Bischöfe wußten darum. Man hat damals schon ausdrücklich gesagt, daß es keineswegs sicher sei, daß zum Beispiel die dreigliedrige Funktionsverteilung Bischof-Priester-Diakon kraft einer Einsetzung durch Christus von Anfang an in allen Ortskirchen vorhanden war (Schema Constitutionis de Ecclesia von 1964, S. 84). Woher nun die Unterschiede?

Wir müssen uns vor Augen halten, daß die ersten Christengemeinden nicht über eine päpstliche Kurie, ein kirchliches Gesetzbuch oder eine geheiligte eigene Tradition verfügten. Worum es ihnen vor allem ging, war der Glaube an Christus den Erlöser. Ihr Glaubensleben war noch nicht auf eine Organisation festgelegt. Was lag näher, als daß sie die Organisationsstrukturen für ihr Glaubensleben größtenteils den Modellen ihrer kulturellen Umwelt entlehnten? Nun waren die Modelle im griechischen Korinth anders als im jüdischen Jerusalem. Darum ist es auch keineswegs verwunderlich, daß nicht sofort eine uniforme Kirchenorganisation entstand. Und so ist es ebenfalls nicht so verwunderlich, daß das Kommissionsgutachten des holländischen Pastoralkonzils für die Amtsausübung der heutigen Kirche entsprechende neue Strukturen vorschlug.

Wenn die frühen Christengemeinden ihre organisatorischen Strukturen den je verschiedenen Bedürfnissen und den vorhandenen Vorbildern entsprechend gestalteten, warum sollten die heutigen Ortskirchen nicht dasselbe versuchen dürfen?

### Neue Formen

Nimmt man einmal diesen Ausgangspunkt an, dann ist die logische Folge die, daß man auch versucht, neue Formen und angepaßte Strukturen für eine funktionstüchtige Ausübung des kirchlichen Amtes zu entwerfen. Das war denn auch der Zweck des Kommissionsgutachtens. Man ging dabei nicht von der Voraussetzung aus, daß auf diesem Weg eine möglicherweise bei diesem oder jenem Amtsträger bestehende Glaubenskrise automatisch gelöst würde. Das anzunehmen wäre fürwahr allzu naiv! Wohl aber ist es möglich, daß auf diese Weise ein Klima geschaffen wird, worin der Knäuel der vielen Fragen und Anforderungen, in die sich der Amtsträger gerade heute verstrickt sieht, nach und nach entwirrt wird. Es ist ja gerade die Unübersichtlichkeit der Fragen, die in vielen das Gefühl von Unsicherheit und Bedrohung weckt. In wievielen auseinanderlaufenden Dingen sollte heute der kirchliche Amtsträger nicht «sachverständig» und «charismatisch inspiriert» sein! Folgende Rollen mutet man ihm zu: Er muß Katechet sein, und dies erst noch in verschiedenen Arten von Schulen. Er muß ein guter Prediger sein und in der Liturgie «schöpferisch vorangehen». Er muß zur individuellen Seelsorge fähig und zur Animierung von Gruppen tüchtig sein. Er muß die Gesamtheit der Gemeinde vom Religiösen her aufbauen. Wer aber zuviel disparate Dinge aufgeladen bekommt, wird leicht frustriert, weil er schließlich nichts recht machen kann. Von daher Ermüdung, Lustlosigkeit, Unfriede. Man tut einer großen Zahl von Priestern Unrecht, wenn man dieses Gefühl der Lustlosigkeit einfach als Mangel an Glauben bezeichnet.

Aus diesen Gründen plädierte der Amtrapport für Differenzierung und Spezialisierung des kirchlichen Amtes. Das drängt sich heute angesichts der verschiedenen Anliegen und Notlagen auf. Was somit von der Situation her dringlich erscheint, hat sich gleichzeitig als möglich erwiesen, dank der durch theologische und historische Untersuchung gezeitigten Ergebnisse. Denn nicht nur in den ältesten Zeiten der Kirche gab es verschiedene Organisationsstrukturen. Auch als sich später in der lateinischen Kirche das Bewußtsein von einem einzigen Weihe sakrament durchsetzte, wurde darin eine Vielfalt von ursprünglich mehr oder weniger selbständigen Funktionen inkorporiert gesehen: neben den Priestern und Diakonen gab es Subdiakon, Almo-

senüberbringer (Akoluthen, später auch Eucharistieüberbringer), Vorleser, Teufelsbeschwörer sowie Empfangspersonen. Als diese Ämter sich im Laufe der Zeit überlebt hätten, wurden sie nicht abgeschafft – die Kirche schafft selten ab! –, man hat sie vielmehr als rein rituelle Durchgangsstufen zum Priestertum beibehalten. Und so bestehen sie heute noch. Es ist nun nicht einzusehen, warum unsere Zeit an Stelle von (oder allenfalls neben) diesen versteinerten Amtsformen nicht neue Funktionen für verschiedene Bereiche entwerfen könnte, um den heutigen Aufgaben wirksamer zu begegnen. Dann können diejenigen, die solch neue Funktionen, zum Beispiel Katechet, Pastoralarbeiter usw., ausüben wollen, durch eine offizielle und öffentliche Einsetzung als gleichwertig in die Reihe der Amtsträger aufgenommen werden. Wie *Lohfink* in einem bemerkenswerten Aufsatz (Publik, 20. Februar 1970) gezeigt hat, ist die kirchliche Praxis in dieser Sache der Theorie schon vorausgeeilt. Er fragt sich: «Was geschieht denn, wenn eine vollausgebildete Seelsorghelferin von einem Bischof – vielleicht durch eine Urkunde, vielleicht sogar in einer Zeremonie – mit einer bestimmten Aufgabe in einer Pfarrei betraut wird? Fällt das, was da geschieht, nicht eigentlich schon unter die Sakramentsdefinition? Vielleicht ist das Weihesakrament schon längst aufgefächert, nur haben es die Sakramentstheologen und die Kirchenrechtler noch nicht gemerkt und deshalb noch keine ausdrückliche Theorie dafür ausgearbeitet!»

### Priesterweihe

Während des holländischen Pastoralkonzils wurde mehrfach die Frage gestellt: Wäre heute eine solche Einsetzung ein Sakrament? Für die meisten ging es darum zu wissen, ob jene, die z. B. als Katecheten eingesetzt sind, nun auch ohne weiteres der Eucharistie vorstehen könnten. Die beiden Fragen sind aber nicht identisch. Auf die erste Frage kann man sagen: Die Kirche hat offenbar die Vollmacht, Sakramente in ihrer Sichtbarkeit aufzufächern. Das ist bereits geschehen mit Taufe und Firmung, die ein Ganzes formten (und in der ursprünglichen Praxis – noch heute im Orient – eins waren). So ist es auch möglich, daß die verschiedenen Funktionen, die das heutige kirchliche Amt umgreift, unterschieden werden, und zwar so, daß ein offizieller, mit Wort und Gebärde verliehener Auftrag (z. B. zur Katechese) ebenfalls Sakrament ist.

Wir denken beim kirchlichen Amt noch zu ausschließlich an die Befugnis, der Eucharistie vorzustehen. Das Trienter Konzil hat das aus polemischen Motiven schwer betont: der Auftrag des kirchlichen Amtes gipfelt für dieses Konzil in der Opferbefähigung. Neben verschiedenen anderen hat bereits vor Jahren der Nijmegeer Pastoraltheologe *Haarsma* dies eine Verarmung genannt.<sup>5</sup> Das Neue Testament weist sehr deutlich darauf hin, daß die vordringliche Aufgabe des Amtsträgers die Verkündigung ist.

Von da aus, aber viel weniger deutlich im Neuen Testament bezeugt, gehört auch die Leitung der Eucharistiefeier dazu.

Darum hat der «Amtsrapport-Entwurf» für eine offizielle Verleihung verschiedener Arten von Amt plädiert. Und eben deshalb braucht jemand, der zum Beispiel als «Pastoralarbeiter» durchaus zum vollgültigen Amtsträger eingesetzt ist, damit noch nicht automatisch die Befugnis zu haben, der Eucharistiefeier vorzustehen. Er kann dazu den Auftrag bekommen, aber das zweite gehört nicht notwendig zum ersten. Es scheint andererseits nicht grundsätzlich ausgeschlossen zu sein, daß einer die Vollmacht zur ausnahmsweisen Durchführung einer Eucharistiefeier vom Bischof hinzu bekommt, wenn eine solche sich aus Anlaß seiner konkreten Arbeit einmal aufdrängt.<sup>6</sup>

In diesem Licht muß auch eine der pastoralen «Empfehlungen» von Noordwijkerhout gelesen werden, die offenbar weiterherum und bis nach Rom eine gewisse Konsternation bewirkt

hat. Darin heißt es: «Es muß näher untersucht werden, ob und in welchen Fällen denjenigen, die nicht die herkömmliche Amtsweihe empfangen haben, ermöglicht werden könnte, der Feier der Eucharistie vorzustehen.»

### Forschungsaufgabe

Zunächst wird in dieser Empfehlung nur für eine Untersuchung plädiert. Wenn die Konsternation dazu führt, solche Forschungen zu unterlassen, blockiert jede geordnete Entwicklung. Sodann ist von «herkömmlicher Amtsweihe» die Rede. Damit wird auf dem Hintergrund der obenstehenden Ausführungen eine mögliche andere Form von Amtsverleihung zur Erwägung empfohlen. Bei dieser würde vorgesehen, daß jemand zwar nicht «ex officio» zur Leitung der Eucharistiefeier gesandt ist, dennoch aber dann und wann einer solchen vorstehen kann. Das aber müßte in seiner «nicht-herkömmlichen» Amtsweihe offiziell zum Ausdruck kommen.

Daß und in welchem Maß die «herkömmliche Amtsweihe» zeitbedingt ist, hat neuerdings *Wilhelm Breuning* noch einmal gezeigt für die Amtstheologie des Trienter Konzils.<sup>7</sup> Nach sorgfältiger Prüfung der historischen Gegebenheiten meint er sogar sagen zu können: «Die Frage, ob in jeder Situation unter allen Umständen eine absolute Notwendigkeit besteht, daß ein Ordiniertes der Eucharistiefeier vorsteht, scheint mir noch nicht eindeutig entschieden zu sein.» Er meint damit, daß die von ihm als notwendig aufgefaßte Bindung der Eucharistiefeier an die «in apostolischen Diensten verfaßte Kirche» vielleicht nicht immer die herkömmliche tridentinische Amtsweihe voraussetzt.

Es bleiben natürlich noch viele Fragen zu stellen, und es ist nur zu wünschen, daß diese auch ausgesprochen werden. Der hohe Wellengang um den Amtszölibat birgt die Gefahr, daß die so notwendige Diskussion um tieferliegende Fragen überspült oder weggeschwemmt wird. Wenn aber die Zölibatsfrage die Konzeption und Verwirklichung von «Einheit» in der Kirche und Gestaltwandel des kirchlichen Amtes in Bewegung bringt, dann ist die Bahn frei, um auch weitere Fragen zur ernsthaften Auseinandersetzung zu bringen.

Zu lange ist die bestehende Form von Einheit der Kirche fraglos hingenommen worden. Die Vereinigung der Gläubigen jedoch, die je auf ihre Art der Frohbotschaft Jesu Christi hier und jetzt Gestalt verleihen wollen, ist etwas anderes, als die Einheit einer uniform geregelten Organisation.

*Dr. B. Willems OP, Nijmegen*

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Vgl. IDOCinternational: Rapport sur le ministère ecclésiastique, Nr. 16-15/1/70.

<sup>2</sup> Zuaven: aus Berbern rekrutierte, zum Schutz des Kirchenstaates (1860 bis 1870) aufgestellte französische Truppe.

<sup>3</sup> Hans Küng, *Die Kirche*, Herder-Verlag, Freiburg i. Brsg. 1967. Vgl. auch J. Gewiss, in: *Handbuch theologischer Grundbegriffe*, I (München 1962), S. 36; K. H. Schelkle, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, 1<sup>2</sup>, S. 453; D. N. Power, *Ministers of Christ and His Church* (London 1969), S. 21-24.

<sup>4</sup> H. J. Pottmeyer, *Das Bleibende an Amt und Sendung des Presbyters*. Die ekklesiologische Einordnung des Priesteramtes als Anliegen gegenwärtiger Theologie, in: *Lebendige Seelsorge* 21 (1970), S. 39-48.

<sup>5</sup> Vgl. F. Haarsma, *Pastoraal-theologische beschouwingen over de Priester*, in: *Tijdschrift voor Theologie* 5 (1965), S. 272-295.

<sup>6</sup> Vgl. P. van Besseden, *Het sacramenteel karakter van de ambtsvereeniging*, in: *Tijdschrift voor Theologie* 8 (1968), 140-153. Ders. *Ordo*. Über den Ursprung einer kirchlichen Terminologie, in: *Vigiliae Christianae* 23 (1969), 161-176.

<sup>7</sup> W. Breuning, *Amt und geschichtliche Kirche*. Probleme der lehramtlichen Aussagen über das Priestertum, in: *Catholica* 24 (1970), S. 37-50.

# DIE ETABLIERTE GESELLSCHAFT UND DIE JUNGEN

Zur katholischen Linkstendenz in Deutschland

«Konservativ» und «katholisch»: im Nachkriegsdeutschland *Konrad Adenauers* schienen beide Begriffe uneingeschränkt zusammenzugehören. Wer als Katholik sich politisch engagierte, tat es nach der Weisung seiner Bischöfe und Pfarrer, die wußten, daß es Aufgabe des Christen sei, das «christliche Abendland» gegen die Bedrohung aus dem Osten, oder auch kurz gesagt «von links», zu verteidigen.

Mir klingt noch die Überleitung in den Ohren, mit der der Festprediger der Bamberger Domkirchweih damals sein Lieblingsthema ansteuerte: «Die Bamberger Domtürme weisen nach Osten. Von dort droht der gottlose Kommunismus ...» Heute wirkt sich der Pluralismus der Gesellschaft auch innerhalb der deutschen katholischen Kirche aus. Bei der letzten Bundestagswahl gab es keine Wahlreklame mehr von der Kanzel zugunsten der CDU, sondern sogar junge Theologieprofessoren, Jugendseelsorger, Kapläne und Verantwortliche in den verschiedenen Gremien der Laien, die sich öffentlich für die SPD erklärten. Die deutsche demokratische Linke hat nun auch, was man sich früher gar nicht vorstellen konnte, aktive Katholiken unter ihren Mitgliedern, vom Pfarrgemeinderatsvorsitzenden einer Nürnberger Pfarrei – einer der engagiertesten Persönlichkeiten des katholischen Lebens dieser Diasporastadt – bis hin zum SPD-Bundesminister, der bekanntlich Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken ist, der höchsten Laienvertretung der Katholiken in Deutschland.

Wir wollen uns hier nicht lange mit dem Thema «Der Christ und die SPD» beschäftigen, das früher oft bei katholischen Vereinsabenden traktiert und gerne mit dem Zitat aus der Enzyklika Pius' XI. «Quadragesimo anno» abgeschlossen wurde, «daß der Sozialismus mit der Lehre der katholischen Kirche nicht vereinbart werden kann» und daß «ein guter Katholik nicht zugleich wirklicher Sozialist sein kann». Schon damals galt allerdings die Einschränkung «solange er wirklich Sozialismus bleibt»; gemeint war die von Pius XI. angegriffene Form des Sozialismus einer mechanistisch-materialistischen Gesellschaftsauffassung.

Heute geht diese Verurteilung nicht mehr so leicht, nachdem der führende deutsche Sozialwissenschaftler *Oswald von Nell-Breuning SJ* festgestellt hat: «Was die Enzyklika Quadragesimo anno als sozialistische Auffassung von der Gesellschaft ablehnt, wird im Godesberger Programm (dem Grundsatzprogramm der SPD) ebenso eindeutig abgelehnt.»

Uns interessiert aber hier weniger die Parteipolitik, sondern das Phänomen, warum sich in der deutschen Kirche und vor allem unter der Jugend heute eine sehr stark politische Interpretation des Christseins und dabei eine gewisse Linkstendenz, eine sehr kritische Einstellung zur gegenwärtigen Gesellschaft bemerkbar macht.

Diese Tendenz, das sogenannte «Establishment», distanziert kritisch zu betrachten, läßt sich beobachten

in theologischen Büchern, genannt seien:

«Diskussion zur Theologie der Revolution» (Kaiser, München / Grünewald-Verlag, Mainz), «Die Funktion der Theologie in Kirche und Gesellschaft» (Kösel-Verlag, München) und «Der „politische“ Jesus» (Pfeiffer-Verlag, München); in den Veröffentlichungen des Katholischen Bibelwerks, Stuttgart, hier vor allem in der sogenannten «Bibel provokativ» und im Bibeljahrbuch;

sowie in den Zeitschriften und Büchern, die vom Jugendhaus Düsseldorf herausgegeben werden. Von den Publikationen des Bundes der deutschen katholischen Jugend seien hier stellvertretend genannt:

«Protestieren, demonstrieren ...», ein Werkbuch, das wütende Proteste der katholischen Rechten hervorrief als «Handbuch der Apo»; «Wir wollen Frieden», ein ähnliches Taschenbuch. Die Bundeszeitschrift der katholischen Jugend, «Impuls», schockt fromme Gemüter mit ihrer Kiosk-Ausgabe «Kontraste» durch ihre Aufmachung, ihre Artikel und ihre Bilderung. Auch die Zeitschrift für die 12- bis 16jährigen, «Top-Hallo», stößt ins gleiche Horn. Ihr Redakteur, der nebenbei auch die Lokalausgabe einer Kirchenzeitung betreut und wegen seiner kritischen Haltung oft stark angegriffen wird, hat jüngst bei einer Diskussion mit der Leserschaft als Aufgabe der Kirchenzeitung «Information und Opposition» formuliert. Auch der früher so seriös-konservative Herder-Verlag, Freiburg i. Br., schwimmt auf dieser Welle mit: «Der Guerilla-Priester», ein Roman um Camilo Torres, den Che Guevara der südamerikanischen

Kirche, scheint ein verlegerischer Erfolg geworden zu sein. Auch dem von den deutschen Bistümern neu herausgegebenen und mit etlichen Millionen DM subventionierten Wochenblatt «Publik» wird der Vorwurf der «Linkstendenz» gerne gemacht. Ein vorurteilsfreier Leser wird allerdings merken, daß die «Publik»-Redaktion sich diesen Vorwurf wegen ihres Bestrebens eingehandelt hat, allen Richtungen Raum zur Äußerung zu geben. Nicht einseitig «rechts» zu sein wird von manchen eben mit «links» gleichgesetzt.

## Gesamtmenschliche Gesellschaft gegen vorgeformte Society

Die Offenheit zum Dialog ist zwar schon im Schema XIII des Konzils und in diesem Jahr wieder in einem ausgezeichneten Lehrschreiben der deutschen Bischöfe über «Die Kirche in der pluralistischen Gesellschaft» gefordert. Bis aber aus der Theorie Praxis wird, scheint es noch einige Schwierigkeiten zu geben. Aus diesem Schreiben sei folgendes zitiert:

«Die Kirche versteht ihr Verhältnis zur Welt als Dienst, nicht als Herrschaft.» Sie will «nur dies eine: unter der Führung des Geistes, des Trösters, das Werk Christi selbst weiterführen, der in die Welt kam, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; zu retten, nicht zu richten; zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen». Ihren geschichtlichen Weg geht die Kirche «mit der ganzen Menschheit gemeinsam»; sie erfährt «das gleiche irdische Geschick mit der Welt». Es gibt «nichts wahrhaft Menschliches», das nicht in den Herzen der Jünger Christi «seinen Widerhall fände», beziehungsweise finden muß. Besonders Unrecht und Unterdrückung, Elend und Not fordern den Dienst der Christen heraus. Das leidenschaftliche Ankämpfen gegen Armut und Hunger, Krankheit und Entrechtung sowie das Bemühen um «humanere Lebensbedingungen» – vor allem in den Entwicklungsländern – ist christliche Pflicht. «Voreiliges Resignieren wäre keine Ergebung in den Willen Gottes, sondern schwächliches Versagen. Ohne die Schwierigkeiten geringzuachten, dürfen Bischöfe, Priester und Gläubige diesem Dienst nicht ausweichen. Wenn wir Christen wegen unseres Versagens nicht selten aggressiv, in übertriebener Weise und mit verletzender Schärfe angeklagt werden, wollen wir darin nicht die Forderung und Bitte sowie die Not des Anklagenden und damit verstärkt fordernden Menschen übersehen. Wir sind dankbar dafür, daß das Konzil die Weichen für einen freiheitlichen Dialog und ein friedliches Zusammenleben aller gestellt hat. Das ist mehr als eine von Klugheit oder Ohnmacht geborene Taktik. Alle Aussagen des Konzils bleiben jedoch bloße Deklamation, wenn nicht jeder einzelne Christ in seinem Gewissen erkennt und anerkennt, daß er der Welt diesen Dienst schuldig ist.»

Soweit die Bischöfe. Sie schreiben von der «pluralistischen Gesellschaft». Es dürfte gut sein, sich mit dem Begriff «Gesellschaft» näher zu befassen. Das Wort ist etymologisch nach *Theodor Geiger* (1891–1952) aus dem althochdeutschen «sal» = Raum («selida» = Wohnung) abzuleiten. Die den gleichen Lebensraum miteinander teilen, also räumliche Gemeinschaft bilden, sind Gesellen. Die Gefolgschaft bildet eine Art Einheit, etwa eine Tafelrunde. Hier ist das Wort Gesellschaft mit Geselligkeit verwandt.

Heute ist die ganze Erde unser Lebensraum, auf den wir angewiesen sind, den wir mit der übrigen Menschheit teilen müssen.

Es läßt sich nun feststellen, daß die heutige kritische Jugend sich eher als Teil der gesamtmenschlichen Gesellschaft verstehen möchte; dagegen lehnt sie die Teilhabe an der vorgeformten Society, an der verfestigten oder etablierten Gesellschaft in der konkreten Form, wie wir sie bei uns vorfinden, ab. Warum? Junge Menschen lassen sich von ihren Eltern nicht, wie diese es gerne hätten, festlegen auf die Haltung der Dankbarkeit für das, was die vorhergehende Generation aus «Schutt und Asche» wiederaufgebaut hat im deutschen «Vaterland». Sie sehen über den Gartenzaun und kommen mit der Lage der Menschheit nicht mehr zurecht, wenn sie zum Beispiel die Ansprache des UN-Präsidenten *U Thant* lasen, in der dieser das Verhältnis der Rüstungsausgaben der Menschheit in Höhe von 800 Milliarden DM zu nur 40 Milliarden für Entwicklungsprogramme geißelte. 800 Milliarden DM aus Angst für Abschreckungs- und Mordwaffen, mit denen das Leben

auf der Erde endgültig vernichtet werden könnte; im gleichen Jahr nur 40 Milliarden DM, um die Erde für die dauernd anwachsende Zahl der Menschen bewohnbarer zu machen. Dabei sterben schon jetzt 25 Millionen Menschen jährlich an Hunger. Wenn ich richtig rechnen kann, hätte man im Rüstungstopf für jeden dieser Hungertoten 32 000 DM zur Verfügung gehabt. Man hätte ihn schon mit einem Teilbetrag davon am Leben erhalten können.

Aus «Bibel provokativ»:

«Weniger als ein Drittel, das heißt nur 28,7 Prozent der Menschheit, die in den hochindustrialisierten Ländern der nördlichen Halbkugel leben, verfügen über 79 Prozent des Welteinkommens, während die übrige Weltbevölkerung, die in den unterentwickelten Ländern lebt, sich in 21 Prozent des Welteinkommens teilen muß. Auch diese 21 Prozent sind noch ungleichmäßig verteilt: auf das Viertel der Weltbevölkerung, das in den am wenigsten entwickelten Gebieten lebt, entfallen nur 2 bis 3 Prozent. Das jährliche Prokopfeinkommen beträgt in den meisten Ländern Afrikas und Südostasiens kaum mehr als durchschnittlich 400 DM und liegt in den meisten Ländern Lateinamerikas unter 1200 DM. In den Industrieländern ist es zehn- bis zwanzigmal so hoch. Von 1960 bis 1966 wuchs das Jahreseinkommen in den armen Ländern um 100 DM, in den reichen um 1800 DM. Die Kluft zwischen Industrieländern und Entwicklungsgebieten wird nicht kleiner, sondern größer. Das zeigt sich auch in der Ernährung:

Die reiche und hochwertige Nahrung, die in den entwickelten Ländern verzehrt wird, entspricht dem Vier- bis Fünffachen dessen, was der Bevölkerung der Entwicklungsländer zur Verfügung steht.»

Ein anderes Beispiel:

«Acht Jahre vorher mußte ein Kaffeepflanzer 15 Säcke Kaffeebohnen für einen Jeep bezahlen, acht Jahre später muß er dafür 39 Säcke hinlegen.»

Da freut sich die deutsche Hausfrau über den billigen Kaffee! Die Kehrseite davon ist: Während bei uns die Autos als Produkte fast vollautomatisierter Fertigung für immer mehr Menschen erschwinglich werden, werden in Übersee diese und andere technische Geräte, die sie dort für den Fortschritt, für eine Erleichterung ihrer Arbeit unbedingt bräuchten, immer unerschwinglicher. Gleichzeitig wird von uns die dort geleistete Handarbeit, die bei uns immer besser bezahlt wird, immer schlechter entlohnt.

### Unbewältigte Probleme

Wenn ein junger Mensch diese Dinge liest, muß er sie doch damit vergleichen, was man heute sonst alles erreichen kann. Mondlandungen, Organverpflanzungen, das ganze Computerwesen usw., Erfolge, die durch genaue Beachtung teilweise erst jüngst entdeckter Gesetze möglich wurden.

## MERKMALE EINER NEUEN FRÖMMIGKEIT (2)

So sehr wir behutsam geworden sind (oder sein sollten) im Reden von Gott, so sehr wir neu seines unsagbaren Geheimnisses inne geworden sind, in eben dem Maße öffnen sich neue Zugänge zu ihm in der ungeheuren Fülle der mit uns mannigfaltig verflochtenen Welt. War Welt bisher vorwiegend als Ort des Uneigentlichen, Zerstreuten, dem nach Vollendung in Gott strebenden Menschen sich als Hindernis in den Weg stellend gesehen worden, entdecken wir heute in ihr die vom Schöpfer dauernd in Bewegung gehaltene, uns von ihm aufgegebene Welt. Sie ist mehr als die Bühne, auf der wir uns bewegen, jeder in seiner vorgegebenen Rolle, sie steckt voller Absichten Gottes, die wir selber zu entdecken und zu verwirklichen haben. Sie ist, nach einem von *Piet Schoonenberg* geprägten Wort, «Gottes werdende Welt».

«Weil wir glauben, daß Gott nicht in und nicht über der Welt, aber auch nicht ohne, sondern für sie und mit ihr ist, artikuliert sich unser Verhältnis zu ihm primär in der Bewegung des Mitseins, des Mittuns, des Mitgehens, des Mitleidens und des Mitteilens. Die Intention, mit Gott Schritt zu halten, einverstanden zu sein und in Übereinstimmung zu gelangen mit dem,

Erster Teil «Christliche Frömmigkeit im Umbruch», Orientierung Nr. 4 (34. Jg.), S. 43 ff.

Und da wird die Menschheit mit einem Problem, das sie schon seit Jahrtausenden hat, nicht fertig, nämlich mit der gerechten Verteilung der Lebensgüter.

Wenn wir Christen nun behaupten, wir hätten in der Botschaft Christi die Schlüssel zur Lösung dieser Probleme, welche Folgerung kann man dann ziehen?

1. Das Christentum ist wertlos für die Bewältigung dieser Probleme, oder 2. Die christliche Botschaft wäre brauchbar, aber die Christen haben sie nicht genau genug gelebt.

Und da wundern wir uns noch, wenn ein junger intelligenter Mensch, den man doch eigentlich für gesittet halten sollte, durchdreht, wenn er sich all diesen Tatsachen hilflos gegenüber sieht und dann noch erlebt, wie aus der Menschwerdung Jesu Christi das größte Geschäft des Jahres gemacht wird. Vernünftig ist es zwar nicht, wenn man in einer Art ohnmächtigen Protests, wie ein zorniges Kind, die Weihnachtsdekoration in einem Kaufhaus demoliert und friedliche Kunden anpöbelt oder in einem andern Fall gleich Brandstiftung in einem Kaufhaus begeht als dem Tempel eines unreflektierten Wohlstandskonsums. Doch sind denn die Zustände vernünftig, gegen die hier auf unvernünftige Art protestiert wird? Für derartige Proteste kann man  $1\frac{1}{2}$  Jahre und länger ins Gefängnis kommen. Gleichzeitig werden andere Jugendliche, die gegen Fehlleistungen der Gesellschaft außerhalb Deutschlands protestieren, von der Öffentlichkeit in Deutschland lauthals gelobt, wie zum Beispiel in Athen die deutschen Sportler, in den USA oder in Nordirland die Bürgerrechtskämpfer oder die jungen Leute von Prag.

Man lobt die Bürgerrechtskämpfer in den USA, unter denen sich Geistliche aller christlichen Bekenntnisse an vorderer Front befinden, dafür, daß sie zu verhindern suchen, daß die amerikanische Gesellschaft vollends zerfalle in Gebiete sozialer Unsicherheit, Kriminalität und Entrechtung, zwischen welchen die privilegierten Schichten ihre Wohninseln zu Schutz- und Trutzburgen ihrer Vorrechte ausbauen. Diese Befürchtung war erst wieder am 26. November 1969 im deutschen Fernsehen in einem Korrespondentenbericht aus den USA zu hören. Bei dieser Betrachtung amerikanischer Verhältnisse vergißt man oft, daß durch die dauernd steigende Massenwerbung von Gastarbeitern auch bei uns ein Subproletariat entsteht bzw. zu entstehen droht.

*Hermann Sieben, Erlangen*

was er uns zumißt und was er uns vorenthält, mit dem, was unser ist, wie auch mit dem, was sein bleibt – das ist Glaube. Es geht mehr um einen Weg als um eine Lehre.»<sup>1</sup>

### Welthaftigkeit

Die Mitte solch neuer Weltfrömmigkeit ist der Glaube, daß die Welt auf Christus hin erschaffen ist und die Menschwerdung Gottes mehr als ein «Besuch» ist, das Eingehen Gottes in die Welt, eine durch uns hindurch bis zur Wiederkunft des Herrn fortdauernde Bewegung seines erlösenden Handelns an ihr, seine Geschichte in ihr.

Dennoch wäre es falsch, mit der Hinwendung zur Welt die christliche Haltung schlechthin kennzeichnen zu wollen. Hüten wir uns vor simplen Vereinfachungen, die eine ganze Vergangenheit mit der Betonung der Weltflucht diskriminieren und dem Zeugnis der Schrift entgegenstehen würden. Welt, so wie sie ist, bleibt ambivalent; an und in ihr kann und muß sich der Mensch für oder gegen Gott entscheiden. Heute droht im besonderen die Gefahr, daß die Weltzuwendung der Christen die diese Welt übersteigende Botschaft von Gottes Herrschaft zu einem bloßen Humanismus verkürzt. Das Verhältnis des Christen zur Welt kann nur im Paradox richtig beschrieben

werden: weltverbundene Losgelöstheit *und* weltentsagende Hineingegebenheit. *Fr. von Hügel* beschreibt das christliche Leben mit der Figur der Ellipse:

«Die Linie des spezifisch christlichen Lebens und der christlichen Überzeugung ist nicht ein Kreis, der sich um einen Mittelpunkt: Loslösung bewegt, sondern eine Ellipse mit zwei Brennpunkten: Loslösung und Anhänglichkeit. Gerade in diesem schwierigen, aber unendlich fruchtbaren Rhythmus zwischen den beiden Polen des geistlichen Lebens: in diesem Fliehen und Suchen, in dieser vom Sichtbaren sich abkehrenden Sammlung, so daß der Staub und das Fieber wachsender Zerstreuung hinweggenommen und die Seele und ihre neuen Gewinne gemäß den inneren Erfordernissen des Geistes zusammengestellt werden, und in dem darauf folgenden wiederholten Eintauchen in das Sichtbare, um so neue konkrete Anregung und neuen Konfliktstoff für das geistige Leben zu gewinnen und nach und nach das Sichtbare den geistlichen Zielen und Kräften gemäß zu gestalten und zu durchdringen: in diesem Zusammenwirken, und nicht in einer dieser beiden Bewegungen für sich allein genommen, besteht die Vollständigkeit und die Höhe des Christentums.»<sup>2</sup>

In der Welt engagiert sich der Glaube als Liebe zum Mitmenschen, ist er weltnahe. Zugleich überschreitet er diese Welt in der Hoffnung auf das endgültig kommende Heil, ist er weltgelöst. In dieser konkreten Welt unseres Hier und Heute folgen wir Christus nach, aber nur, indem wir ihm zugleich entgegengehen im Sichausstrecken nach ihm als der absoluten, die Welt ins Heil setzenden Zukunft. Neben diesem (eschatologischen Vorbehalt) (1 Kor 7, 29–31) eröffnet sich von der Welthaftigkeit her ein neuer Zugang zur Meditation, zum Sinn für Muße, Betrachtung und Gebet – «denn sehr tief muß nach innen gehen, wer so entschieden nach außen zu gehen verpflichtet ist» (*W. Dirks*). Diese Meditation nimmt einen anderen Charakter an. Sie ist der Gegenpol zum tätigen Umgang mit der Welt und darf als solche die Welt gerade nicht von ihrer Schau ausschließen, wenn wir nach Gottes Absicht mit ihr umgehen wollen.

### Im Alltag gelebte Frömmigkeit

«Der wirkliche Umgang des Menschen mit Gott», sagt *Martin Buber*, «hat an der Welt nicht bloß seinen Ort, sondern auch seinen Gegenstand. Gott redet zum Menschen in den Dingen und Wesen, die er ihm ins Leben schickt; der Mensch antwortet durch seine Handlungen an eben diesen Dingen und Wesen».<sup>3</sup> Da Gott Ursprung und Ziel von allem ist, kann man ihm grundsätzlich in allem begegnen, sofern man nur genügend in die Tiefe geht. Gemeint ist hier nicht eine zusätzlich religiöse Sinnggebung, sondern im sachgerechten, ehrfürchtigen Umgang mit der Schöpfung hat es der Mensch mit Gott zu tun auf Grund von vorerst bewußtseinsunabhängigen Wirklichkeitszusammenhängen. In dem Maße, als der Mensch diese Zusammenhänge unmittelbar wahrnimmt, begegnet er im Alltäglich-Praktischen Gott selbst. Die Frommen von heute suchen also Gott nicht nur im Gebet, sondern vor allem im Alltag. Und das nicht einfach dadurch, daß sie sich auch zwischen hinein immer wieder auf Gott hin ausrichten oder daß sie sich in der Erfüllung ihrer täglichen Pflicht bewähren, sondern viel unmittelbarer in all dem, was sie gerade tun und leben im Gebrauch all ihrer Sinne und Geisteskräfte.

Klingt das nicht alles reichlich romantisch? Tatsächlich gelingt es nicht ohne weiteres, in solcher Weise «Gott in allem zu finden»; einfach deswegen, weil das geistliche Leben nicht weniger als früher des ausdrücklichen Gebetes (z. B. der Meditation im oben genannten Sinn) und der Zucht und Läuterung bedarf, soll es mehr als eine schöngeistige Spielerei sein.

Der Ausdruck «Gott in allem finden» wurde schon vor über vierhundert Jahren von *Ignatius von Loyola* geprägt und war eines seiner Leitmotive. Es setzte nach ihm allerdings voraus, daß man Gott ständig in allen Dingen suchte, in der Bereitschaft, seinen Willen zu tun. Er legte darum dem sich seinen geistlichen Übungen Unterziehenden die berühmte Betrachtung zur Erlangung der Liebe auch erst am Schluß vor, wo sie den Übergang bildet in das im Alltag gelebte Christentum.

Es zeigt sich einmal mehr eine für unsere Zeit eigenartige Einbildung: Wir leben unbewußt so sehr aus dem Entwurf einer sich ständig höher entwickelnden Welt, daß wir geneigt sind, in allen Bereichen das Erreichte im Vergleich zum Bisherigen als das Höhere zu bewerten. Das bringt gerade auch in der Frömmigkeit die Gefahr mit sich, daß es nicht mehr zum Dialog mit der Vergangenheit kommt (sie wird mit wenigen Worten naiv abgetan) und wir uns kritiklos mit der zeitbedingten Begrenzung heutiger Erkenntnis identifizieren.

Weil der aus dem Glauben lebende Christ sich mitten unter den vielen anders Denkenden zu bewähren hat, haftet seiner Alltagsfrömmigkeit der Zug einer gewissen Diskretion und Schamhaftigkeit an.

«Sie verstattet es ihm, auch und nicht zuletzt unauffällig unter anderen zu bleiben, die tiefsten Wurzelgründe und höchsten Wirkziele seiner Existenz und Aktion nur zögernd und zuweilen aufzudecken. Es ist zumeist oder doch zunächst nur ein schlichtes Alltagsgewand, in das Gläubigkeit heute gehüllt sein muß und nach dem sie ausdrücklich oder stumm von ihrer Umwelt befragt wird: «Das immer wieder neue Aufbrechen zur guten Tat trotz bitterer Enttäuschung, die geduldige Annahme eines Menschen, der uns mit Recht auf die Nerven geht, das unbelohnte wie einsame Durchstehen eines übermächtigen und doch notwendigen Auftrags, die Treue zum eigenen Gewissen, wo diese vielleicht nur ausgelacht und mit sonstigen Verzichten bzw. Verlusten bezahlt werden muß.» All das und ähnliches echt Menschliches mehr wird in pluralistischer Toleranz als Ausdruck und Auswirkung gelebter Gläubigkeit angesehen – wofür es sich eben in ihrem Kraft- und Strahlkreis ereignet. Derart unaufdringliche Christlichkeit (vor Ort) hat heute in gewisser Weise die besten Chancen, als zeugnishaftige Bloßlegung eines (auch) transzendenten Lebens- und Entscheidungsgrundes und damit als Diaphanie Gottes anerkannt zu werden.»<sup>4</sup>

All das führt notwendig zu einer größeren Breite an möglichem, vollgültigem christlichen Leben innerhalb der Kirche und verlangt von uns vermehrt Anerkennung verschiedener Wege zur Heiligkeit, in gegenseitiger Achtung, aber auch ohne die verschiedenen Berufungen zu verwischen.

### Betonung des Humanen

Der heutige Mensch hat eine brennende Sehnsucht in sich, das Evangelium, die frohe Botschaft vom in Jesus Christus angebrochenen Heil, lebendig zu erfahren. Erfahrung meint ein nicht bloß theoretisch gewonnenes Wissen, sondern eine sich aus dem praktischen Umgang mit Dingen und Menschen ergebende Wahrheit, etwas, das sich durch Erproben bewährt hat. Vielleicht erklärt sich von da aus, was man die anthropologische Wende in der Theologie nennt: indem man den Menschen ins Blickfeld rückt, gewinnt man einen neuen, diesem Verlangen entgegenkommenden Zugang empirisch-geschichtlicher Art zu dem, was man früher so selbstsicher die ewigen Wahrheiten nannte.

Die Erforschung des Menschen durch die profanen Wissenschaften hat das Blickfeld nicht nur in der spekulativen Theologie, sondern auch in ihrer Auswirkung auf das christliche Leben erweitert. So haben zum Beispiel die Erkenntnisse der modernen Menschen- und Seelenkunde aufgedeckt, daß sich durch die ganze asketisch-spirituelle Überlieferung der Kirche ein untergründiger, oft nur schwer greifbarer anthropologischer Dualismus durchzieht: *Friedrich Wulf* meint dazu:

«Der Betonung der Sündhaftigkeit des Menschen wird unvermittelt seine übernatürliche Erhebung gegenübergestellt. Natur und Gnade sind nicht genügend zur Einheit verbunden. Dem christlichen Menschen fehlte weiterhin der humane Unterbau; das Humanum ist wenig gefragt; man spricht in dieser Hinsicht geradezu von einem weißen Fleck auf der Landkarte der asketisch-spirituellen Überlieferung der Kirche.»<sup>5</sup>

Nun ließe sich gewiß zeigen, daß die gelebte Frömmigkeit gerade bei den großen Heiligen reife Menschlichkeit erzeugte und daß auch in den Anweisungen zu geistlichem Leben vieles

Entsprechende zu finden ist. Es bleibt dennoch wahr, daß bis in die heutige Zeit hinein in der Heranbildung des Christen dort, wo man ganz unmittelbar den geistlichen Menschen im Auge hatte, das Menschsein zu kurz kam, ja übersprungen wurde. Deshalb heute die Betonung der natürlichen Tugenden bis in die Konzilsdokumente hinein, die Entdeckung des Leiblichen und Geschlechtlichen im umfassendsten Sinn für die Entfaltung zur vollen menschlichen Person; die Bedeutung der Umwelt, von Besitz, Arbeit und Selbstverantwortung sowie echter Mitmenschlichkeit, kurzum alles dessen, was zum vollen Menschsein gehört, für eine echte Religiosität. Von daher wird auch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, sein Menschsein, wieder radikal ernst zu nehmen versucht.

Von daher fällt auch ein neues Licht auf die christliche Askese. Sie muß positiv gesehen werden als der geistliche Kampf des Christen, die Freiheit, zu der ihn Christus berufen hat, nicht zu verlieren, sondern ihren Bereich zu vergrößern. «Zur Freiheit hat uns Christus befreit. Steht also fest und laßt euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft spannen» (Gal 5, 1).

Askese ist nie Selbstzweck. Sie findet nicht so sehr außen statt in besonderen Übungen als mitten im Herzen, wo es immer wieder gilt, sich loszureißen, um dem je neuen Ruf des Herrn zu folgen. Wogegen wird dieser Kampf geführt? Gegen jegliche Form der Ichsucht, die tausend Ausreden findet, vor allem fromme, um sich selbst nicht aufgeben zu müssen. Auch wer heute Christ sein will, findet täglich vielerlei Gelegenheit, sich selbst zu verleugnen. Wer heute verfügbar sein will für den Mitmenschen, wer sich die Zeit nehmen will für Stille und Gebet, wer nicht einfach wie viele andere denkt, sagt und handelt, erfährt, was es heißt, von Christus als Athlet auf die Rennbahn geschickt worden zu sein (1 Kor 9, 24–27). Ein echter und reifer Mensch zu werden geht nicht ohne tägliches Sterben, nicht zuletzt im mitmenschlichen Zusammensein. Das Humane ist uns ja nie einfach gegeben, sondern aufgegeben. Und nicht einzeln, sondern nur gemeinsam ist es zu gewinnen.

## Die Brüderlichkeit

Ein starker Zug von Ablehnung jeglichen Individualismus geht durch die moderne Spiritualität. Ein so furchtbarer Satz, wie ihn *Nicole* für die jansenistische Frömmigkeit geprägt hat, wäre heute nicht mehr denkbar: «Der Mensch ist geschaffen, um in einer ewigen Einsamkeit mit Gott zu leben. Sich auf den Tod vorzubereiten heißt, sich an diese Einsamkeit mit Gott gewöhnen.»<sup>6</sup> Gruppen und Kreise schließen sich zusammen. Man liest die Heilige Schrift, meditiert, führt religiöse Gespräche, macht «révision de vie», alles gemeinsam. Letztere ist sogar, wenn auch bei uns noch wenig bekannt, die Form geworden für den apostolisch tätigen Menschen, das Leben vom Evangelium her zu betrachten und zu gestalten; sie setzt die aufeinander eingespielte Gruppe voraus. Die *Communio* wurde neu als Wesen der Kirche entdeckt, die Solidarität im Heil prägt mehr und mehr unser religiöses Denken und Handeln.

Auch die Wiederentdeckung der Charismen in der Kirche führt zum Miteinander, sind diese doch dem einzelnen gegeben zugunsten des größeren Ganzen. Verschieden und uns ergänzend, in der je eigenen Begabung aufeinander verwiesen, so erfahren wir uns heute.

Von einer andern Seite her wird um die Brüderlichkeit gerungen: die fundamentale Gleichheit aller unter dem einen Herrn. Auch da geht es um die Rückgewinnung für den christlichen Bereich einer Kategorie des Humanen, die in der Französischen Revolution zusammen mit dem Ruf nach Freiheit säkularisiert wurde. Manches in diesen Bewegungen, Aufbrüchen, Neugründungen mag nicht solid genug sein. Es liegt

darin die Gefahr einer Absonderung, Zersplitterung, eines Gruppenindividualismus innerhalb der Kirche. Man möchte es zusammen schön haben. Man möchte die Liturgie nur noch im Kreise der Vertrauten feiern. Demjenigen Bruder zu sein, der anders und fremd ist, ist schwieriger und härter.

Noch ist ein Wort nicht gefallen, das wohl jeder erwartet, wenn von Frömmigkeit heute gesprochen wird, ich meine: Mitmenschlichkeit. In der vollen, bejahenden Annahme des andern Menschen, in der liebenden Zuwendung zu ihm wird heute nicht nur die entscheidende Äußerung gelebten Glaubens, sondern der Ort der Gottesbegegnung schlechthin gesehen. Damit ist unzweifelbar eine ganz wesentliche Dimension des Christseins neu ins Bewußtsein gerückt worden. Und zwar bedeutet Mitmenschlichkeit heute einen viel tiefergreifenden, all unser sozial-technisch-politisches Können beanspruchenden Einsatz, als die von Fall zu Fall individuell erfolgende Hilfe am Nächsten. Damit ist eindeutig die Fülle der biblischen Frömmigkeit zurückgewonnen worden. Seit eh und je war Gott der Hüter des Rechts, der Anwalt der Schwachen (Arme, Witwen, Waisen, Tagelöhner, Fremde); wer an ihnen schuldig wird, hat es mit Gott zu tun. Die Menschwerdung erlaubt vollends die Gleichsetzung von Nächsten- und Gottesliebe: «Was immer ihr einem dieser Geringsten (nicht) getan habt, das habt ihr mir (nicht) getan ...» (Mt 25, 31 ff.).

Darf nun das Christentum seine vertikale Dimension in der horizontalen aufgehen lassen? Darf der spezifisch christliche Bezug zum Gott der Liebe, der in seinem Sohn sich für diese Welt hingegeben hat für jeden einzelnen von uns, aufgegeben werden? Genügt es, sich an seinem weltlichen Posten mit Hingabe so verantwortungsvoll wie möglich einzusetzen?<sup>7</sup>

Wo das geschehen würde, ginge tatsächlich das spezifisch Christliche auch der Nächstenliebe verloren. Wer vom unfaßbaren Geheimnis des Gottes der Liebe erfaßt worden ist, dem sind solche Fragen unverständlich. Er rafft mit dem Apostel Paulus «seine ganze irdische Existenz zusammen, um aus ihr eine Antwort der Dankbarkeit und der Hingabe auf die ihm persönlich von Gott zuteilgewordene und vollkommen unverdiente Hingabe zu machen» (Gal 2, 19–20). Dies ist nur möglich, wenn der spezifisch christliche Bezug zu Gott ausdrücklich gemacht wird, das heißt Glaube, Hoffnung und Liebe artikulieren sich im Gebet. Es geht somit nicht an, Weltlichkeit und Beziehung des Christen zu Gott einfachhin zusammenfallen zu lassen. Wo der Mensch, im legitimen, uns aufgegebenen Versuch, beides in Einheit zu bringen, die gegebenen Spannungen aufhebt, erliegt er der Versuchung, Gott in ein System des Menschen einzufangen zu wollen. Aber «über Gott und Gottes Wort und Tun gibt es keinen Überblick». Das Über gehört immer Gott». Nur wenn der Mensch «unter Gott» bleibt, kann er auch «in» Gott sein durch Teilnahme an seiner Liebe.

Der Versuch, das Christentum auf Mitmenschlichkeit zu reduzieren, wäre ebenso verhängnisvoll für es selbst, wie die bis anhin vorherrschende Versuchung, die Welt sich selbst zu überlassen. An der vierten Vollversammlung des Ökume-

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Hans Jürgen Schultz, *Konversion zur Welt*, Hamburg 1964, S. 41.

<sup>2</sup> Fr. v. Hügel, *Andacht zur Wirklichkeit*, S. 139.

<sup>3</sup> Zitiert nach Sartory, *Wandel christlicher Spiritualität*, S. 26.

<sup>4</sup> W. Nastainczyk, *Spiritualität morgen*, *Diakonia* 1968, S. 29.

<sup>5</sup> In *(Merkmale christlicher Spiritualität heute)*, *Geist und Leben* 1969, S. 353.

<sup>6</sup> Zitiert bei Yves Congar, *Leben zu Lasten Christi*, in *Frömmigkeit in einer weltlichen Welt*, Stuttgart 1959, S. 120.

<sup>7</sup> Man lese dazu: H. U. von Balthasar, *Weltliche Frömmigkeit?*, in *Spiritus Creator*, Einsiedeln 1967, S. 312–321, an den wir uns im Folgenden halten.

nischen Rates der Kirchen in *Uppsala* im Juli 1968 führte Visser't Hooft dazu aus:

«Ein Christentum, das seine vertikale Dimension verloren hat, hat sein Salz verloren; es ist dann nicht nur in sich selbst fade und kraftlos, sondern auch für die Welt unnützlich. Hingegen würde ein Christentum, das sich allein auf die vertikalen Dimensionen konzentriert, um vor seiner Verantwortung für das gemeinsame Leben der Menschen zu fliehen, eine Verleugnung der Inkarnation sein, der Liebe Gottes zur Welt, die in Christus handgreiflich geworden ist.»

Hans Werner Grätzer, *Chur*

## Buchbesprechung

### Ein heißumstrittenes Thema

Von vielen anderen Beiträgen zu dem heute so dringlich und mannigfach behandelten Thema Zölibat unterscheidet sich die Schrift von *Anton Antweiler*, *ZÖLIBAT, URSPRUNG UND GELTUNG* (Max Hueber-Verlag, München 1969), wohlthuend dadurch, daß sie Tatsache und Bedeutung des Zölibates von anthropologischen und kulturosoziologischen Aspekten her angeht (so daß das Evangelium, das spezifisch Christliche, sogar gelegentlich zu kurz zu kommen scheint). Der Verfasser hielt es «nicht für notwendig», die erst nach Fertigstellung des Manuskripts erschienene Zölibatszyklika Papst Pauls VI. «nachträglich einzuarbeiten» (158). Tatsächlich sind aber die wesentlichen Argumente des Papstes in der Schrift berücksichtigt, die freilich zu ganz anderen Ergebnissen kommt.

Die «Wurzel des Zölibats» liegt nicht im Christlichen, sondern im Menschsein selbst, zu dem das Urerlebnis der Spaltung hinzugehört, aus der die geschlechtliche Totalenthaltung offenbar ein Ausweg sein kann; in der Notwendigkeit der Reifung, in Aufstieg, Härtung und Selbstlosigkeit, im Kampf um die Freiheit und Liebesfähigkeit, für die diese «augenfällige und wirksame Weise» der Hingabe ein beglückender Zuweg sein kann. Denn «unstreitig ist der Zölibat ein Versuch, aus der Enge herauszubrechen, aus der Tiefe sich zu erheben, aus dem Dunkel ins Licht zu kommen» (49). Dieser gelingende Zölibat ist zwar auch Leistung, Härte gegen sich selbst, aber mehr noch «Gnade, deren Kraft nicht die des Menschen ist». Das Gelingen ist viel selbstverständlicher beim charismatischen Zölibat. Mißglücken wird solcher Versuch der Erhebung und Reifung ungefähr zwangsläufig, wenn der enthaltsam lebende Mensch «nur die Ablösung will, ohne die Hinwendung zu suchen und zu vollziehen; dann wird er unfruchtbar» und bewirkt «das Gegenteil von dem, was er wollen müßte und leisten könnte» (48); und dies geschieht besonders leicht dann, wenn versucht wird, das Charisma – was eigentlich seinem Wesen widerspricht – gesetzlich zu regeln.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Menschheit ohne den charismatischen Zölibat einzelner so wenig sein und leben kann wie die Kirche Jesu Christi (die freilich nicht alle Begründungen aus dem menschlichen Bereich anerkennen kann, die zudem neue, dem Evangelium eigene kennt, bewahrt und verteidigt). Dieser geschenkte, individuelle, erkämpfte oder wenigstens freiwillig angenommene Zölibat, ob mehr intellektuellen oder emotionalen Wurzeln entspringend, ist «niemals ein Ziel, sondern immer nur eine Form oder ein Weg oder ein Mittel» (58) der Hingabe (an eine Person, eine Idee oder eine Sache), der Gegenwehr und der Reifung. «Die Träger des Charisma, der Herr wie die Jünger und Gefolgsleute, müssen, um ihrer Sendung genügen zu können, außerhalb der Bande dieser Welt stehen, außerhalb der Alltagsberufe ebenso wie außerhalb der alltäglichen Familienpflichten» (*M. Weber* – 61 f.). Sie wenden sich so weit ab von der Welt, verschreiben sich so ganz einer Idee und Aufgabe, daß das Geschlechtliche gleichsam «keine Rolle» mehr spielt; die

«Hingabe an die Idee des Menschen, der jenseits von Mann und Frau, von Vater und Mutter ist», überspringt – in kühner Erwartung einer Zukunft, die jenseits aller vorläufigen Unterscheidungen ist – Fragen und Rätsel der Gegenwart. So ist der charismatische Zölibat zugleich «die große und entschlossene Gegenwehr dagegen, im Weltlichen unterzugehen» (67), wie das totale, begnadete Ja zum einsam Eingefordertsein wahrhaft «entscheidender Existenzen» (*S. Kierkegaard*) durch ihre Aufgabe, «die ihres Wesens ist, daß sie nicht Männer oder Frauen, sondern Menschen sind» (73).

In christlicher Deutung kann eine kultur- und religionsgeschichtlich bedeutsame Wurzel des Zölibats nur als sehr subtile Versuchung des Menschen gewertet werden: der Zölibat als «Mittel magischen Gotteszwanges», als die trotzig Hoffnung, durch die Enthaltung «oberhalb von Mann und Frau» stehen und damit «über die Gottheit verfügen zu können» (74). Wer aber Macht über Gott hat, gewinnt auch Macht über die Menschen. Andererseits – und hier berührt sich die religiöse Begründung wieder mit der christlichen – kann Macht über Menschen nur solchen anvertraut werden, die sich fähig und würdig dazu erweisen, nicht zuletzt dadurch, daß sie besonders viel, ja diesen entscheidenden Verzicht von sich fordern. Hier wurzelt die Anziehungskraft des Zölibats auf die wahrhaft Berufenen, freilich auch auf solche, die durch diese ungewöhnliche Lebensform «ihr Ungenügen vor sich und anderen verschleiern und sich der Herrschaft des Gesunden, Vernünftigen, Notwendigen entziehen wollen» (84). Gerade dies bedeutet hohe, beständige Gefahr für den enthusiastischen Zölibat, «daß er die Lebensuntüchtigen und diese fast instinktiv anlockt, weil sie lebensfremd oder unecht oder wirklichkeitsflüchtig sind, oder sie dazu macht oder mindestens zu machen versucht ist» (87). Entscheidend ist, daß der charismatische Zölibat sich gesetzlicher Regelung entzieht; man kann und darf einfach nicht damit rechnen, daß es immer eine genügend große Zahl wahrhaft Berufener gibt; an der Anlockung Unberufener darf wohl keine Institution interessiert sein.

Während der charismatische Zölibat vom einzelnen als Ruf verspürt und als Gnade ergriffen wird (wobei freilich eine gewisse gesellschaftliche Schätzung und Erwartung im Hintergrund stehen kann), wird der obligatorische von der Gesellschaft bzw. einer bestimmten Institution von außen gefordert bzw. auferlegt, vom einzelnen «als Bedingung für etwas oder als Auflage zu etwas übernommen» (103). In der bäuerlich-handwerklichen Kultur erfordern gewisse Dienste am Mitmenschen (nicht nur die karitativen, sondern lange etwa auch die öffentlichen Lehraufgaben), insbesondere aber die Sorge um eine Verlangsamung des Bevölkerungswachstums und das Abschöpfen von Arbeitskräften, eine große Anzahl von rasch einsetzbaren, vom Erbgang ausgeschlossenen, mehr der Gesamtgesellschaft und ihren Diensten verpflichteten Zölibatären. Mit dem Wandel der Kultur sind alle gesellschaftlichen Zölibatsforderungen in der heutigen Welt außerhalb der katholischen Kirche entfallen.

Der Verfasser behandelt «von den möglichen Gründen» für die Beibehaltung des obligatorischen Zölibats für die Priester der katholischen Kirche diese: «Hingabe an Gott und Mensch, Jesus und Johannes als Vorbilder, der Priester als zweiter Christus, die Vermählung von Christus und Kirche im Priester, die Gottesmutter und die Vorwegnahme der Zukunft» (104 f.). Die Kirche als sichtbare Gemeinschaft braucht «verlässige Glieder, die bereit sind, weniger an sich als an die Gemeinschaft, weniger an eigenes Fortbestehen als an das der Gemeinschaft zu denken» (106). Es gehört zur Vollendung des Christlichen, den erhabenen Vorbildern nachzufolgen, die ohne Frau und Familie lebten, die voll des Geistes ganz für die anderen da waren. Für den katholischen Priester ist entscheidend, daß er im Auftrag und in der Person Christi handelt, eine Würde, die gerechtfertigt werden muß, nicht zuletzt durch höchste personale Leistung. (Daß der totale Verzicht auf die Aktuierung männlicher Geschlechtlichkeit gegenüber der Frau eine solche bedeutet, darüber bestand ja lange Übereinstimmung in der kirchlichen wie der weltlichen Gesellschaft.) Das personale Verständnis der Kirche als Frau legt

den Gedanken der Darstellung der Brautschaft Christi gegenüber der Kirche im Priester nahe (der ja deswegen auch nur als Mann gedacht werden konnte). Für die katholische Marienfrömmigkeit ist es bezeichnend, daß die Gestalt der Jungfrau-Mutter mehr den «Unverheirateten und Jugendlichen als Vorbild hingestellt wird, um ihnen dabei zu helfen, sich nicht im Sichtbaren und Augenblicklichen festzulegen und aufzuzehren» (119); insbesondere wird sie Vorbild des jungfräulichen Priesters (ja sogar gleichsam «Priestermutter»). Bis heute bedeutsam ist das eschatologische Motiv in der katholischen Zölibatsbegründung, die Aufgabe und das Bestreben, in diesem Zeichen «das Zukünftige gegenwärtig» zu machen (122); zweifellos ist der freiwillige Eheverzicht ein nicht zu übersehender Protest gegen eine allzu einseitige und vordergründige Beurteilung des Menschenwertes nur von «Blut und Besitz» her (123).

Trotzdem lassen sich gegen alle diese christlichen Begründungen nicht unbeträchtliche Einwendungen erheben; daß sie zwingende Gründe für die pflichtmäßige Ehelosigkeit des katholischen Priesters seien, hat ja auch nie jemand behauptet. (Es geht immer nur um «Angemessenheitsgründe».) In einer allgemeinen Leistungsgesellschaft ist der Zölibat keine so herausragende Bewährung mehr, daß von ihm, gar als von außen auferlegter Leistung her besondere Schätzung in der Gesellschaft, ja auch nur unentbehrliches sittliches Beispiel ausgehen könnten. Werden doch an die Führungsgruppen der heutigen Gesellschaft allgemein größte Anforderungen gestellt. Ja diese werden heute weithin so «überlastet», daß man ihnen nicht die Ehelosigkeit zusätzlich zumuten kann; zudem ist das Recht auf geschlechtliche Ganzbegegnung heute förmlich zu einem «Grundrecht» des Menschen geworden. Gewiß bleibt der Zölibat eine Lebensform, in der sich die Hingabe an Gott und an die Menschen in besonderer Weise ausdrücken und betätigen kann, aber kein Mensch (gar kein Christ) zweifelt heute daran, daß solcher Dienst auch in der Ehe möglich, ja notwendig ist. Die großen Vorbilder (Jesus, die Gottesmutter, Johannes) kann kein Christ in ihrer spezifischen Leistung und Gestalt nachahmen; «nur die Richtung ihres Handelns, die Tiefe der Gesinnung, die Lauterkeit der Liebe kann als vorbildlich hingestellt werden» (144). Nach der theologischen Lehre des Vatikanum II hat man auch Mühe, «aus den Gläubigen eine besondere Gruppe auszusondern, für die im höheren Sinne gilt, ein zweiter Christus zu sein, weil Christus in sich selbst nur einer und gleichartig ist» (145). Die Nachbildung und Nachfolge Christi ist Berufung und Aufgabe aller seiner getauften und gläubigen Jünger. Auch von der heutigen Ekklesiologie kann somit sehr ernst die Frage gestellt werden, ob der Zölibat wirklich «als die höchstmögliche Form des Lebens in Gott hingestellt werden kann» (147), zumal die bewußte und verantwortliche Sorge für die Zukunft heute allen Christen (ja sogar allen Menschen) aufgetragen ist.

Zu den Schwierigkeiten der überzeugenden Begründung kommen die der Verwirklichung des obligatorischen, d. h. eben doch «in weitaus den meisten Fällen auferlegten», Zölibates (139). Abgesehen davon, daß eben heute die Bewährung im Geschlecht nicht mehr herausgehoben ist aus einer Fülle anderer Arten und Weisen der menschlichen Vollendung, wissen wir heute – auch aus tieferer und genauerer Kenntnis der Macht des Geschlechts, seiner Möglichkeiten und Kräfte –, daß der nur «korrekt» getragene Zölibat Kräfte der Vitalität abwürgt, typische Lebensfremdheit bewirkt (ja bedeutet), vor allem aber, daß er in einer spezifischen Weise unecht, fanatisch und hart machen kann, so daß genau das Gegenteil dessen erreicht wird, was mit dem Zölibat gemeint ist und was beim freiwilligen, charismatischen fast von selbst und immer gelingt. (*W. Heinen* hat schon vor Jahren auf den typischen Zusammenhang des pastoralen Rigorismus mit einem nicht bewältigten auferlegten Zölibat hingewiesen.)

So kommt unsere Schrift zu dem (m. E. überzeugend begründeten) «Ergebnis»: «Unsere Zeit ist dem obligatorischen Zölibat nicht wohlgesonnen, nicht etwa deswegen, weil sie mißgünstig oder ungeistig oder bössartig ist, sondern deswegen, weil sie nicht so geartet ist, daß sie des Zölibats bedarf, um zu gedeihen» (153), wie dies sowohl für die bäuerlich-handwerkliche Kultur wie für den «Monopolstaat der Kirche und des Römisch-Deutschen Reiches» galt, zu denen er als gesellschaftstragende Kraft fast zwangsläufig hinzugehörte. Genau deshalb «sollte man heute auf den obligatorischen Zölibat verzichten». Der dann um so heller leuchtende, wirksamere und glaubwürdigere charismatische Zölibat genügt der Kirche durchaus, ihren Auftrag auszuführen und ihre Gestalt im Geiste des Evangeliums zu verwirklichen. Denn alle Funktionen der kirchlichen Amtsträger können auch ohne den Zölibat ausgeführt und vollmenschlich und christlich erfüllt werden. (Wenn die Kirche trotzdem – was kaum noch für längere Zeit vertretbar sein dürfte – «einige Ämter auch weiterhin mit dem obligatorischen Zölibat verbinden will, müßte es denen, die solche Ämter übernehmen, jederzeit möglich sein, aus ihnen ehrenvoll auszuschneiden» – 153.)

Wie schon gesagt, erfreut an Antweilers Schrift die Nüchternheit und Redlichkeit, das Fehlen jeder «weltanschaulichen» Vorentscheidung. Er wägt das Für und Wider sorgfältig und nüchtern ab und hebt insbesondere den entscheidenden Unterschied zwischen dem wesentlich in personaler Freiheit gewählten charismatischen und dem von der Gesellschaft, wenn auch der kirchlichen, auferlegten pflichtmäßigen Zölibat hervor. Das Einbringen der gesellschaftlichen und kultursociologischen Aspekte bedeutet sicher eine Bereicherung des in dieser Frage wahrhaft notwendigen innerkirchlichen Dialogs. Wenn man ein (leichtes) Bedauern nicht ganz unterdrücken kann, so dieses, daß die biblischen wie theologischen, nicht zuletzt die mystischen Gehalte der gottgeweihten Jungfräulichkeit deutlich zu kurz kommen (für deren Ausklammerung es freilich auch einige Gründe gibt). Dem Ergebnis, meine ich, könnte (und sollte) man ganz ehrlich und ohne Sorge zustimmen. Weder die Leiter der kirchlichen Gemeinden noch diese selbst würden etwas Wesentliches verlieren, wenn die Kirche auf den obligatorischen Zölibat ihrer Priester verzichten würde. (Ob solche Änderung rasch zu einer größeren Zahl von Priesteramtskandidaten führen würde, ist eine ganz andere Frage; auch wenn dies nicht einträte, wäre die Änderung des kirchlichen Rechtes begrüßenswert, ja geschichtsrichtig. Zudem würde die Ordination Verheirateter ganz sicher neue Zuwege zum presbyterialen Amt eröffnen und damit – auch typenmäßig – andern Gliedern des Gottesvolkes den Zuweg zum Gemeindeleitungsamt erschließen. Der Priestermangel sollte nicht als entscheidendes Argument gewertet werden, weder für noch gegen die Beibehaltung der Zölibatsauflage für die Presbyter der Kirche; denn die Berufskrise dieses Amtes hat zweifellos noch andere, weiterreichende und weniger leicht zu behebbende innerkirchliche wie gesamtgesellschaftliche Wurzeln.) Wahrscheinlich wird die Zulassung von bewährten verheirateten Männern zur Ordination (vorher oder nachher zum Gemeindeleitungsamt) der Weg sein, auf dem die gesetzlich auferlegte Verbindung von Ehelosigkeit und Gemeindeleitungsamt gelöst werden wird. Dann muß freilich den unter der Auflage der Ehelosigkeit Ordinierten ein (begründeter) Rücktritt von ihrem Versprechen (ohne Ehrenschildigung) gewährt werden. Auf die Dauer werden wohl auch die, die nach der Ordination (im Einverständnis mit der Kirche) eine Ehe geschlossen haben und schließen, vom presbyterialen Dienst nicht ferngehalten werden können (auch wenn die Amtskirche dies im Augenblick aus taktischen Gründen noch nicht für vertretbar hält).

Prof. Dr. H. Fleckenstein, Würzburg

# Lange erwartet – endlich da!

Zwei wichtige Neuerscheinungen für jeden Seelsorger und kirchlich engagierten Laien:

Joseph Laloux

## Seelsorge und Soziologie

Eine praktische Einführung für die Gemeindegarbeit.  
392 Seiten. Leinen Fr./DM 19.—, öS 121.60

Eine wachsende Zahl von Priestern und Laien ist sich glücklicherweise der Notwendigkeit und Bedeutung der Soziologie für die Pastoration bewusst. Mangel an Zeit zum Studium der Fachliteratur verwehrt jedoch manchem den Zugang zu den Erkenntnissen dieser jungen Wissenschaft. Ihnen möchte das vorliegende Werk die Grundelemente der Soziologie im Hinblick auf und in ihrer Bedeutung für die moderne Seelsorge leichtverständlich nahebringen.

Der Autor gibt zuerst eine allgemein gehaltene Einführung in den Wissenschaftszweig. Dann analysiert er die soziologische Struktur der Kirche und beleuchtet schliesslich die eminent praktische Bedeutung der heutigen Soziologie, ihrer Erkenntnisse und Einsichten, für eine zeitgemässe Pastoration.

Das methodisch gute, leicht lesbare Werk berücksichtigt sowohl städtische wie ländliche Verhältnisse. Es ist für alle Geistlichen und aktiven Laien unentbehrlich und wirkt sich unmittelbar fruchtbringend aus in der seelsorgerlichen Praxis.

Louis Debarge

## Psychologie und Seelsorge

Für die Menschenführung in Kirche und kirchlichen Organisationen. 320 Seiten. Leinen Fr./DM 19.—, öS 121.60

In einer Zeit, in der, um erfolgreich zu sein, auf vielen Gebieten die Arbeit nach psychologischen Gesichtspunkten ausgerichtet wird, greifen sicher auch kirchliche Führungskräfte aller Stufen gerne nach dieser äusserst nützlichen Anleitung. Denn hier wird den Seelsorgern die Sprache der modernen Psychologie verdolmetscht.

Es kommen unter vielem anderem, belegt mit Beispielen aus der Praxis, zur Sprache: Die Unterscheidung von echter Religiosität und ihrer pathologischen Nachahmung, die Sprachprobleme der Verkündigung, die sozialen Dimensionen der Seelsorge, der Führungsstil, der heute Aussicht hat anzukommen, die Probleme und die inneren Gesetze der Gruppenleitung, die Führung von Teams, die Probleme der Glaubensvermittlung und Glaubenswerbung usw.

Der Autor ist allen gültigen Errungenschaften unserer Zeit offen. Er versteht es jedoch, auch klar und eindeutig abzulehnen, was in eine christliche Pastoralmethod nicht eingehen kann. Seine Synthese ist vollständig, ausgeglichen, theoretisch scharf formuliert und praktisch gut verwendbar.

Rex Verlag Luzern / München

Durch jede Buchhandlung

### Aendern Sie Ihre Adresse?

Bei jedem Wohnortwechsel bitten wir Sie, uns nicht nur die neue, sondern immer auch die **bisherige** Anschrift mitzuteilen. So bleiben Sie ständig **orientiert**.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggli

**Ständige Mitarbeiter:** Georg Bürke, Wien; Jakob David, Dortmund/Zürich; Alfons Gommenginger, Zürich; Robert Hotz, Lyon/Zürich; Joseph Rudin, Zürich

**Anschriften** von Redaktion und Administration:  
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842  
Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 6290 (Orientierung), Zürich (*neu*) oder Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk (Orientierung), Bankkto.-Nr. 12975) – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk (Orientierung) 26849) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.736 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, (Orientierung).

**Abonnementspreise:** *Ganzes Jahr:* sFr. 19.— / DM 19.— / öS 125.— / FF 28.— / bFr. 250.— / Lire 3000.— / dan.Kr. 35.— / US \$ 5.—  
*Halbjahr- und Studentenabonnement:* sFr. 11.— / DM 11.— / öS 70.—  
*Gönnernabonnent:* sFr. 25.—  
*Einzelsnummer:* sFr./DM 1.50 / öS 10.—

## Es ist wieder eine Freude, Religionsunterricht zu erteilen

### Modelle

Eine Reihe für den Religionsunterricht, im Namen des Katechetischen Instituts Luzern herausgegeben von Fritz Oser und Karl Kirchhofer.

Die Erfahrungen der Entwicklungspsychologie wurden praktisch ausgewertet. Das Modell des modernen Religionsunterrichts ist erfolgreich erprobt. Das erste Unterrichtswerk liegt vor.

**Die neue erprobte Methode ist zeitgemäß und praktisch:** Der Lehrer erhält Hinweise in Modell-Lektionen und Impulse für Gespräche und Tätigkeiten. Dem Schüler ist mit übersichtlichem Bild- und Textmaterial auf gelochten Einzelblättern für die Ringmappe am besten gedient.

### Salz der Erde

Über die Sendung des Christen

**Werkbuch für den Lehrer**  
von Wilhelm Germann. 184 Seiten. Leinen DM/Fr. 19.–

**Arbeitsmappe für Schüler**  
des 7. bis 9. Schuljahres von Fritz Oser, Karl Kirchhofer und Wilhelm Germann. 126 Seiten in Mappe DM/Fr. 7.80. Mengenrabatt ab 10 Stück 7.40, ab 20 Stück 7.–

Die Reihe wird fortgesetzt.

Auslieferung für die Schweiz: Lehrmittelvertrieb H. R. Balmer, Neugasse 12, 6301 Zug.

Walter-Verlag Olten und Freiburg im Br.

**AZ**  
Zürich 1

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion